

# Schöne Aussichten

E. Taverna

Die jungen Frauen und Männer stehen kurz vor der Diplomfeier. Noch ein kurzes Praktikum und die letzten Prüfungen, dann haben die elf ihre vierjährige Ausbildung an der «Schule für Gesundheits- und Krankenpflege» hinter sich. Sie sind die ersten Abgänger eines Pilotkurses, der mit seinen Schülern Erfahrungen sammelte, ihnen aber auch eine individuelle und aufwendige Ausbildung ermöglichte. Am letzten ordentlichen Schultag wird aufgeräumt, es herrscht eine Stimmung von Kofferpacken und Abschiednehmen.

Die meisten sind mit den vergangenen Jahren zufrieden. Für die Älteren war es eine zweite Berufsbildung. Sie sind es auch, die kritische Vergleiche ziehen. Die verschiedenen Praktiken in Heimen und Spitälern kommen dabei nicht allzu gut weg. Die Auszubildner seien überfordert gewesen, die Lehr- und Praktikumspläne wenig aufeinander abgestimmt, und sie selber seien oft wie billige und trotzdem selbstverantwortliche Arbeitskräfte vorgekommen. Als Pflegegeneralisten seien sie im Vergleich zu anderen Schulen gelegentlich im Nachteil gewesen, theoretisch weniger sattelfest und psychiatriellastig. Letzteres verwundert wenig, da die Schule sich auf dem Gelände einer psychiatrischen Klinik befindet. So hat auch die Hälfte eine erste Anstellung in der Psychiatrie gewählt; die anderen gehen an das nahe Zentrumsspital, ein einziger in ein Pflegeheim und eine Schülerin versucht es erst einmal mit einer Weltreise.

Die berufliche Zukunft wird pessimistisch beurteilt. Alle sind sich einig, dass der Kostendruck noch zunehmen werde. Die Begabten und Motivierten springen ab, wer bleibt sind die Braven und Angepassten, die es sowieso schon zu diesem Beruf dränge. Dabei wären kämpferische Naturen nötig, die Widerstand leisten und gewerkschaftliche Arbeit verrichten würden. Die Runde fühlt sich von den Berufsorganisationen kaum vertreten. Um die eigene Solidarität stehe es schlecht. Die Warnstreiks der Assistenzärzte seien vorbildlich und eine Zusammenarbeit anzu-

streben. Der ehemalige Bauführer kann sich aus Loyalitätsgründen eine Karriere nicht vorstellen, weil die Ziele der Spitalleitung und die der Mitarbeiter nicht die gleichen sein können. Dennoch sind alle anwesenden Frauen überzeugt, dass Männer, auch in einer typischen Frauendomäne, beruflich leichter aufstiegen. Eine Gesprächspartnerin hat alle Praktikumsstellen in einer Phase von Umstrukturierungen erlebt. Das habe sie tief beeindruckt, die ständige Verunsicherung und der Leerlauf mit Leistungserfassungen, von denen man nie gewusst habe, ob diese nicht negativ auf die eigene Stelle zurückwirkten. Alle sind sich einig, dass die Zukunft weiter von der Rendite bestimmt werde. Von immateriellen Werten sei nur in der Schulstunde die Rede. Wenn Politiker auf Besuch kämen, sei keiner wirklich zuständig, da herrsche ein Schwarzer-Peter-Spiel. Dem VPOD muten sie zu, dass er sich auch für bessere Löhne einsetzen würde. Denn jetzt reiche es nur für ein Dasein als Single oder Doppelverdiener und das Familienleben sei entweder durch lange Präsenzzeiten oder durch knappen Lohn bei Teilzeitarbeit strapaziert.

Die Personenfreizügigkeit aufgrund der bilateralen Verträge wird nicht als Problem empfunden. Noch sei die Schweiz zu teuer und die Arbeitszeiten lange. Auch sei die Konkurrenz weniger an selbständiges Arbeiten gewöhnt, und bis zur gegenseitigen Anerkennung der Diplome werde es noch lange dauern. Europa als Arbeitsplatz findet erstaunlich wenig Interesse. Diese jungen Menschen finden sich dafür zu alt und möchten lieber in der Schweiz bleiben.

Die Antwort auf Fachhochschulen und zunehmende Akademisierung der Pflegeberufe ist kurz und bündig. Das sei ein Beschäftigungsprogramm für Maturanden, der Patient werde davon nicht profitieren, die Mängel im Beruf noch weiter verschärft.

Die Offenheit, mit der das eigenen Unbehagen formuliert wird, hat mich erstaunt. Die eigenen Berufsperspektiven werden sehr nüchtern beurteilt. Der Ausstieg als vorbehaltener Entschluss gehört zum Notgepäck. Sie alle sind gute Beobachter. Sie unterscheiden die Sonntagsreden vom realen Pflegealltag und haben bereits Erfahrungen mit der Sandwichposition zwischen Ökonomie und gesteigerten Ansprüchen von Patienten und Angehörigen. Trotzdem, bei aller Skepsis, sie würden wieder den gleichen Beruf wählen.